

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

dass es zögert, den gefassten Plan zu verwirklichen; in der rechten Hand hält es einen kleinen Dolch, den es vorhin bereits gezogen hat. Wird es zustossen? die Schande, die Gefangenschaft vorziehen?

Jetzt steht er vor Rolande, seine Adern treten an seinem magern Halse hervor; Sekunden verstreichen und nie wieder wird sich eine solche Gelegenheit bieten. Maurel wird weiterfliegen müssen, andere Eingeborene werden kommen, ein neuer, mächtiger Sandwirbel steigt in die Luft... das Blut wallt! Da zuckt es in der Hand der jungen Frau, sie erhebt sie und in einem sicheren, wuchtigen Hieb führt die kleine blanke Klinge in den Hals des Mauren, der zuerst mit den Händen in der Luft herum fuchtelte, die Arme ausstreckt, und dann leblos hinfällt; sie hat noch rasch bei Seite springen können, bevor er zusammengebrochen und sein « Allah Akbar » — Gott allein ist gross — mit seinem letzten Hauch ausgestossen hat.

Er ist tot, aber Rolande Maulne ist noch nicht gerettet; schon nähern sich die andern; der Offizier muss ehestens landen, sie holen, sonst ist sie verloren; gen Osten ist das Gelände hierzu günstig, sie hat dies sofort erkannt; sie schüttelt ihren leichten Schleier, nachdem sie sich zuvor niedergekniet hat, um nicht von den beiden andern Arabern gesehen zu werden, die nicht mehr weit sein können.

Und er dort oben, sieht er? Versteht er?

Gott sei Dank, er sinkt, sucht einen geeigneten Landungsplatz, den sie ihm bezeichnet, als er über sie hinwegfliegt; in diesem Moment erscheinen auch die beiden andern Araber mit ihren geladenen Gewehren.

Rolande wirft sich auf den brennend heißen Boden; so glauben sie, das Mädchen ist tot oder doch besinnungslos und sie werden nicht auf dasselbe schliessen. Immer tiefer sinkt das Flug-

zeug, das Rolande nicht sieht, aber sie hört es, und erkennt genau den Moment, als es den Boden berührt; da fallen schon zwei Schüsse, es sind die beiden Araber, die auf den Apparat schiessen. Und jetzt entscheidet sich ein vierfaches Schicksal. Der Offizier antwortet und sie vernimmt das Knattern seines Maschinengewehrs. Kugeln fliegen über ihren Kopf; es ist eine schreckliche Minute; noch wird es Menschenleben — das Maurels oder der Araber — kosten.

Gott sei gepriesen, die beiden Gewehre sind bereits verstummt; jetzt hört man auch das Maschinengewehr nicht mehr; langsam erhebt sich das Mädchen im Augenblick, als Maurel behende ihrem Flugzeug entsteigt und ihr zu Hilfe eilt; er braucht aber nicht weit zu laufen, sie eilt ihm trotz der entsetzlichen Hitze entgegen, stürzte sich in die ausgebreiteten Arme des Fliegers, der sie unter Küssen an sein Herz drückt.

Jetzt aber verlassen die Kräfte die mutige Frau und sie fällt in Ohnmacht. Nur mit Mühe kann Maurel die kostbare Last in das glücklicherweise nahe stehende Flugzeug bringen; er legt, so gut es eben geht, das leblose Wesen auf den Boden des Apparates, benetzt das blasse Gesicht mit dem Wasser seiner Feldflasche, aber er kann vorerst nichts mehr tun, denn es heisst schleunigst auf und davon, denn schon zeigen sich an den Kakuspflanzen des Douar Eingeborene, die durch die Gewehrschüsse aufgeschreckt worden sind; es sind deren eine stattliche Anzahl, die Krieger an der Spitze mit ihren Gewehren, die Frauen folgen; es ist keine Minute zu verlieren!

Vorwärts denn! Schon rattert der Motor, das Flugzeug steigt trotz des drohenden Wüstenwindes, der einsetzt, aber es hat das Gleichgewicht wieder gefunden, nun sind sie frei, die beiden wackeren Flieger; ihnen gehört der weite Horizont, die frische Höhenluft,

die sie auf die französische Erde lebend zurückbringt.

Nach einer so harten Anstrengung, nach all' den Gefahren und Strapazen lebt jetzt der Mensch wieder auf und das Glück, dessen er langsam inne wird, führt ihn über die menschlichen Grenzen hinaus.

Rolande Maulne ist noch nicht zur Besinnung gekommen! Maurel sieht sich oft nach ihr um; die Brust hebt und senkt sich in regelmässigem Rhythmus; ihr leichter Schleier bedeckt und schützt ihre Augen; aber an einer leichten Handbewegung hat er gemerkt, dass das Mädchen jetzt allmählich wieder zu sich kommt. Er erschrickt aber, da ihre Hand mit Blut befleckt ist. Da er dies jetzt erst bemerkt hat, so hat er nicht fragen können, ob sie verwundet sei. Hätte er sie doch getroffen, als er einige Schüsse mit den Banditen ausgetauscht hat?

Maurel befindet sich nicht gerade in einer beneidenswerten Lage, allein mit einem kranken Passagier an Bord; er kann die Steuerung nicht loslassen, um die Rolle eines Krankenwärters zu übernehmen. Obwohl die Sonne langsam hinter dem Ozean verschwindet, so sind dennoch die Schwankungen zu häufig; er ist etwas zerstreut, Leutnant Maurel; er steuert gen Osten und weiss nicht recht, wo er sich befindet. Da erkennt er die grüne, von rotem Sand umrahmte Palmenanlage von Marrakech. Schon ist er wieder höher gestiegen, wegen der lockenden Bäume. Wie schön sie sich ausnimmt, die Hauptstadt des Südens, mit ihren Gärten, der Koutoubia, ihren Moscheetürmchen, ihren Terrassen und Palmenanlagen.

Wie schön ist es, dies wunderbare, eroberte Land, erobert durch unendliche Heldentaten, wie jene, die er so eben miterlebt.

Und er denkt: Ja! das Leben ist wirklich schön.

Er fühlt, dass er bei diesem Gedanken errötet, als ob das besinnungslose Mädchen, das hinter ihm am Boden liegt, ihn gehört und ihm Vorwürfe gemacht hätte. Und abermals dreht er sich um; er hat den Eindruck, als schlafe es jetzt ruhiger, oder wäre es immer noch besinnungslos? Er bückt sich, fasst einen Fuss, den er energisch schüttelt, lässt ihn wieder fallen: tut nichts, wenn sie auch erwacht!

Das trifft denn auch zu: Rolande stöhnt, öffnet die Augen, stützt sich auf ihre Ellenbogen, sie nimmt den Schleier von ihrem Kopfe, ihre fiebernden Augen begegnen denen des jungen Offiziers; sie lücheln, sind glücklich, gegenseitig beruhigt. Und volles Zutrauen in ihren Piloten, legt sich das wackere Mädchen wieder hin und verschleiert sich das Gesicht.

Ja! Das Leben ist schön! Soll ich bis Fez fliegen oder in Casablanca landen? Der Offizier — Reflex des Soldaten — entschliesst sich bei seiner Abteilung zu landen. Die Schatten werden länger in den Talern, die Canons des Oued werden dunkler, die Ebene nimmt Okerfärbung. Ein anderes Flugzeug kreuzt links in der Richtung von Rabat, das noch beleuchtet ist von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Hinter Marrakech musste der Offizier nach Westen lenken, um den mittleren Atlas zu vermeiden. Das Panorama ändert sich; hier grüne Felder, dort Pflanzungen aller Art; dort ein von Feigenbäumen eingerahmtes Eingeborenenort; es wimmelt von Kindern; hier ein Militärposten mit der Trikolore, die lustig im abendlichen Ostwind flattert.

Das Gelände ist nicht mehr so flach; Mecknès, das vorhin ein winziger Fleck, wird immer deutlicher; auf einer Seite der maurische Stadtteil, auf der andern der europäische; man verfolgt wie auf einem Plane die Silhouette der alten Mauern. Sie

VOTRE LINGE MERVEILLEUSEMENT BLANC...

Sans qu'il soit nécessaire de le frotter,
grâce à



Persil
PRODUIT COMPLET

C'est la mousse de PERSIL, chargée d'oxygène qui, pénétrant à l'intérieur des tissus, nettoie le linge parfaitement tout en lui donnant de plus une blancheur éblouissante.

PERSIL ne peut, ni user les tissus, ni les abîmer.

PERSIL produit français
LAVE TOUT, TOUT SEUL

Bien en main
par sa forme
pratique et
économique

LE SAVON
LA GIRAFE
est le meilleur que vous
puissiez employer

nahen! Hier die bei der Abfahrt überflogene Ebene, dort... endlich!... Fez.

Sie landeten, als sich der Flugplatz belebte.

Vor ihnen stieg ein Flugzeug auf, ein anderes summt in der Luft. Von weitem schon hatten mehrere Flieger den Apparat von Rolande erkannt und riefen ihre Kameraden; von allen Seiten eilten sie herbei, denn schon waren sie besorgt. Rabat war eine Stunde vorher angerufen worden, hatte aber keinerlei Nachricht.

Es schien ihnen sonderbar, dass es ihr Kamerad und nicht Rolande war, die den Apparat steuerte. Als dieser gelandet, drängten sich alle herbei:

Was gibts Neues? — Wo ist sie?

— Was ist aus Malraux geworden?

— Ihr habt nicht gefroren!

Sie liessen Maurel keine Zeit, sich auch nur einigermaßen zu erheben und schon wieder drängten sie mit Fragen, ängstliche Blicke in den Augen.

— Da liegt sie! Aber nichts Gefährliches...

Sie atmeten freier!... und Malraux?

— Wir haben ihn leider nicht gefunden!

— Schade... Pech!

— Helft mir, bat er, und zu zwei halfen sie, Rolande Maulne aus dem Flugzeug heben.

Sie versuchte, sich auf ihre Füße zu stellen, aber sie taumelte und ihre Kräfte verliessen sie; sie wollte lächeln, für den herzlichen Empfang danken, da bemerkte sie Blut auf ihrer rechten Hand.

— Sind sie verwundet?

— Nicht dass ich wüsste...

Man merkte Entsetzen in ihren Augen; einige holten Wasser und gossen es über ihre Hand, die Maurel ab-

trocknete wie das Händchen eines Kindes.

Hierauf führte man sie zur Bar und man reichte ihr ein Cocktail, das indessen nicht von Maurel bereitet war.

In kurzen lakonischen Sätzen antwortete dieser auf die gestellten Fragen:

— Ja! Er musste landen und sein Apparat hat sich in einem ausgetrockneten Oued überschlagen.

— Ist er tot?

— Ich glaube es nicht; ich vermute eher, dass er gefangen ist; aber keinerlei Beweis...

— Habt ihr landen und seinen Apparat besichtigen können?

— Ja, wir haben gelandet, nicht wahr Rolande?

— Und ob wir gelandet sind!...

— Die wackere Kollegin, die vor euch steht, ist beinahe durch die Chleuhs entführt worden!

— Wie das? Oh, erzählen Sie...

Das tapfere Mädchen erhob sich, todmüde:

— Ja... später... gerne, aber nicht jetzt, lasst mich! Lebt wohl und herzlichen Dank...

Sie entschuldigten sie und jetzt erst dachten sie daran, dass die Fliegerin dringender Ruhe bedürfe; es war lächerlich ihrerseits, sie solange aufzuhalten.

Hauptmann A. erbot sich, sie ins Hotel zu führen, aber Maurel wünschte, sie zu begleiten; sie stiegen ins Auto des Geschwaders, das vom Hauptmann gesteuert wurde; Maurel und Rolande Maulne hatten hinten Platz genommen. Unter dem Einfluss der Müdigkeit, des Fiebers und des genossenen Alkohols sprach das Mädchen ziemlich viel und verworren:

— Was habe ich mit meinem Dolch gemacht? Gelt ich habe ihn dort gelassen? Hast Du ihn nicht gesehen?...

— Er war doch sofort tot, nicht wahr? Nein, du kannst dir kein Bild machen! Was wäre aus mir geworden?... Sie hätten mich nicht umgebracht... sag, was hätten sie getan?

Sie wunderten sich nicht, dass sie sich duzten, was übrigens unter Fliegerkollegen — sogar von verschiedenem Geschlecht — eine Gewohnheit ist. Jetzt erst recht verwirrten sich all die Phasen und Details des erlebten Dramas.

Sie betrachtete ihre Hand, untersuchte, ob noch Blutflecken daran wären; um sie zu beruhigen, beugte sich Maurel über dieselbe und küsste sie.

Sie schien darob sehr ergriffen. Tränen perlten in ihren Augen.

— Oh! Du bist gut zu mir, aber es ist nicht dasselbe, ihr Soldaten habt die Gewohnheit.

Die Gewohnheit! Er wollte Einspruch erheben! Da schüttelte sie sich, als fühle sie noch den schmutzigen Mantel des Chleuh auf ihren Schultern. Oder wären es gar Tierchen...

Sie hatten das Tal des Oued Fez hinter sich und näherten sich der alten Stadt zwischen grünenden Wäldchen, wo man Wasser rauschen hörte. Infolge der Abwechslung zwischen Licht und Schatten, zwischen Hitze und wohlthuender Frische hatte sich das Fieber Rolandes etwas gelegt; ruhig sass sie jetzt in einer Ecke des Wagens, eine Hand ihres Gefährten in der ihrigen.

Die beiden Offiziere geleiteten sie ins «Hotel Transatlantique», woselbst sie der besonderen Pflege des Personals anvertraut wurde; ein Arzt ward telephonisch gerufen.

Dann kehrten sie zu ihren Kameraden zurück, wo natürlich Maurel einen würdigen Empfang bereitet wurde.

Obwohl der Arzt nichts Ernstes festgestellt hatte, musste dennoch die wackere Fliegerin einige Tage das Zimmer hüten; Maurel besuchte sie

täglich und er erfuhr alle Details dessen, was sich zugetragen hatte; von Malraux immer keine Nachricht; das erste Lebenszeichen erhielt man erst am Tage, als Rolande zum ersten Male ausgehen durfte; man wusste nun, dass er gefangen sei und dass es viel Geld und langwierige Verhandlungen erfordern würde, um ihn zu befreien.

Nach ihrer völligen Genesung kam Rolande ins Fliegerkasino zu Mittagessen und wurde zum Offiziersaspirant des Geschwaders ernannt; sie besichtigte dann Rabat und Casa und dann flog sie, mit ihrem Apparat, der eigentlichen Heimat zu...

Seitdem sind zwei Jahre verstrichen; Maulraux ist nach Frankreich zurückgekehrt. Maurel ist in Versailles in Garnison und hat ihn zum Mittagessen gebeten, denn Maurel ist verheiratet; der Zivilflieger dankt ihm, dass er ihm zu Hilfe gekommen sei, aber er entschuldigt sich und stellt ihn der Dame des Hauses vor:

— Sie müssen nicht mir, sondern meiner Frau danken...

Nicht ohne Staunen erkennt Malraux die Fliegerin Rolande Maulne, die er früher schon auf Flugplätzen hin und wieder gesehen hatte.

Sie betrachtete eher mit Neugier als mit Sympathie den Flüchtling, der den Dissidenten entwischt war, und so kam es, dass die Mahlzeit nicht die Stimmung hatte, die sie eigentlich unter drei geretteten Helden des Flugwesens haben sollte.

Rolande überlies es ihrem Manne, die gefährvolle Fahrt zu schildern; dann frug sie Malraux eingehend über dessen Gefangenschaft, von was er am meisten gelitten hatte: vom Hunger, von den Parasiten? Man konnte übrigens auf seinem Gesichte die erlebten Entbehrungen lesen.

— Aber wie sind eigentlich diese Leute, wie leben sie?...

— Sie leiden noch von dem, was uns verfolgt; sie leben mit ihren Läu- sen, es sind Musulmans; was eintref- fen soll, trifft eben ein; alles steht ge- schrieben!

- Sogar die Todesstunde?
- Gerade diese!
- Töten zählt nicht für sie?
- Sehr wenig!

Schweigen! Inzwischen zerteilte Maurel einen Hahn, « etwas grösser als dort unten » und er bot seinem Gast ein Stück; Rolande Maurel war abwesend, zerstreut.

Malraux hatte mutig seinen Dienst bei der « Aéropostale » wieder aufge- nommen, jetzt frug er den Hauptmann, ob sie sich wohl wieder eines Tages in Marokko treffen würden.

— Es ist durchaus nicht ausge- schlossen!

— Und gnädige Frau werden den Rio del Oro wieder überfliegen?

Ein Schatten legte sich auf ihre Stirn:

— Ich glaube nicht!... ich hätte Angst!...

— Sie! Angst?

— Ja! Ich. Sie wissen, man ist aber gläubisch bei uns; ich würde fürchten, dass der Himmel oder der Boden Mau- retaniens jemand zu rächen hätte...

Malraux schüttelte den Kopf; er verstand! Und doch hatte sie in Not- wehr gehandelt!...

Vor einigen Monaten ist Hauptmann Maurel zur Disposition des Generals und Obersten Kommandanten der Truppen in Marokko gestellt worden.

FELIX VITAL MAGNE.

Hallo! Falsche Münze!

(Unveröffentlichte Erzählung.)

Herr und Frau Pfifferling, Ge- würzkrämer in der Nadel- gasse zu Ixhausen, sitzen, wie allabendlich, im gemütlichen Hin- terzimmer, bei Lampenlicht und kni- sterndem Feuer. Frau Pfifferling rech- net ihre Tageskasse nach; Herr Pfifferling studiert im Lokalanzeiger die Tagesnachrichten.

— Sieh da! wieder einmal Falsch- münzerei! Es sollen falsche 20 Fran- kenstücke im Umlauf sein.

— 20 Frankenstücke? Frau Pfiffer- ling lässt ihren Bleistift fallen und fährt mit hastigen Fingern in die Blechbüchse, wo die Münzen durch- einander liegen.

— Ich habe just heute ein 20 Fran- kenstück in Zahlung bekommen!

— Lass mal sehen! — Herr Pfiffer- ling greift mit ungeduldiger Hand nach der glänzenden Münze, betrachtet

sie misstrauisch und lässt sie schliess- lich auf die polierte Tischplatte fallen, wo sie mit bleiernem Ton aufschlägt.

— Zum Donnerwetter! Sie ist falsch! Das kann aber auch nur dir passieren! Verflixtes Weibervolk! Das schnattert in den Tag hinein, an- statt die Ohren steif zu halten und aufzupassen!

— Aufpassen! aufpassen! — Frau Pfifferling begehrt auf! — Das könn- test du auch besorgen, anstatt im « Goldenen Löwen » zu sitzen und dir eins hinter die Binde zu giessen!

— Schon gut! schon gut! Sag mir lieber, wer dir dieses verfluchte 20- Frankenstück in die Hände bugsiert hat?

— Ja, wer? — Frau Pfifferling überlegt. — Warte mal!... ja, ich hab's! Fräulein Röschen, die Pfarr- köchin, hat heute morgen ihre Wochen-

einkäufe besorgt und mit einem neuen 20-Frankenstück gezahlt!

— Zu dumm, dass es gerade « die » sein muss! Na, schliesslich ist sich jeder selbst der Nächste! Morgen früh gehst du sofort ins Pfarrhaus; du nimmst die Münze und die Zeitung mit; sieh! ich habe dir die Stelle rot angestrichen! und du erklärst Mamsell Röschen die ganze Geschichte. Und nun, ins Bett! Wir wollen uns die Sache beschlafen. Morgen ist auch noch ein Tag!

*
**

Kaum hat am folgenden Morgen die Frühmesse ausgeläutet, da klingelt Frau Pfifferling schon an der Tür des Pfarrhauses. Der Gang wird ihr schwer, aber schliesslich, das liebe, sauerverdiente Geld wird auch nicht auf der Strasse gefunden!

— Guten Morgen, Madam Pfifferling! Schon so frühzeitig unterwegs?

— Guten Morgen, Mamsell Röschen! Schönes Wetter heute! Kalt, aber trocken!

Fräulein Röschen, die Hände in die Hüften gestemmt, schaut sich lachend die frühe Besucherin an.

— Na, hören Sie mal, Madam Pfifferling, um mir « das » mitzuteilen, hätten Sie grad so gut etwas später kommen können!

Madam Pfifferling lacht auch, aber etwas spitzig; sie kramt in ihrer Tasche und bringt die Zeitung und das 20-Frankenstück zum Vorschein.

— Mamsell Röschen, Sie haben gestern Ihren wöchentlichen Bedarf im Laden geholt: Kaffee, Zucker...

— Reis, Gries, ja, ja, im Ganzen für 19,65 Franken, ich erinnere mich wohl!

— Sie gaben mir ein 20-Frankenstück in Zahlung, ein funkelnagelneues... dieses hier!

— Jawohl! stimmt etwas nicht?

— Stimmen tut es wohl, aber klingen tut es nicht! hören Sie! — Sie

lässt die Münze auf die Tischplatte fallen, wo sie dumpf vertönt.

— Nicht möglich! Das ist ja ein falsches Geldstück! — Mamsell Röschen ist sprachlos. — Ja, wo habe ich das wohl her? Warten Sie mal; bei wem habe ich gestern eingekauft? Beim Bäcker? Nein! Beim Grünhändler? Nein! Beim Metzger! Richtig! Beim Metzger! Ich habe unser Suppenfleisch geholt, — und Meister Rindfleisch hat mir auf einen 50-Frankenschein diese Münze herausgegeben. Ich will nur schnell mein Umschlagtuch holen, und wir gehen sofort zusammen hin. So was muss man nicht liegen lassen!

*
**

Herr Rindfleisch steht breitspurig hinter seinem Ladentisch und spickt einen wundervollen Lendenbraten.

— Schönen guten Morgen, Mamsell Röschen, schönen guten Morgen, Madam Pfifferling; was haben Sie auf dem Herzen?

— Auf dem Herzen hab' ich grad nichts, Herr Rindfleisch, aber da, in meinem Portemonnaie habe ich etwas, das Ihnen bekannt sein dürfte.

Mit spitzen Fingern lässt Mamsell Röschen das 20-Frankenstück auf dem Marmortisch auffallen.

— Eine falsche Münze!

— Ja, Herr Rindfleisch, eine falsche Münze, und die haben Sie mir gestern auf meinen 50-Frankenschein herausgegeben; Sie erinnern sich wohl?

Der Metzgermeister lässt das Geldstück in der Sonne blinken.

— Ja, wenn Sie es sagen, muss es wohl so sein, Mamsell Röschen! Aber wie ist der Kerl in meine Kasse gekommen? Reingeflogen ist er sicher nicht! Lassen Sie mal sehen, wer war gestern früh zum Einkaufen hier? Die Köchin des Herrn Bürgermeisters, ..Kanzleirats Mädchen, ...Geheimrats Minna, ...die beiden Fräulein

Traugott! Richtig! das wär's. Fräulein Eulalia hat mir ein neues 20-Frankenstück gegeben; jetzt weiss ich es ganz genau! Na, nichts für ungut, Mamsell Röschen, lassen Sie mir das Geldstück, wir wollen es schon an den richtigen Mann bringen. Und hier sind zwei schöne 10-Frankenstücke, und echte! hören Sie nur! — Er lässt sie beide auf dem Marmortisch aufschlagen.

— Auf Wiederschauen, meine Herrschaften!... Und du, Alte, — dies letzte ruft er in die Hinterstube, wo seine Frau beim Kaffee sitzt, — spring nachher mal rüber zu Traugotts und bring ihnen diese 20 Franken zurück; aber ein bisschen diplomatisch, gelt?

**

Fräulein Eulalia und Fräulein Kunigunde wohnen in der Altstadt, in einer engen, von der Sonne vergessenen Strasse, in einem altersgrauen Hause. Es geht auf Mittag zu; da ertönt die Flurglocke, zuerst schüchtern, dann mit schrillum, ungeduldigem Klang. Fräulein Kunigunde öffnet behutsam die Guckscheibe, während Fräulein Eulalia ihr neugierig über die Schulter blickt.

— Sieh da! Madam Rindfleisch!

— Grüss Gott, meine Damen!

Frau Rindfleisch hat früher in der Großstadt gedient, und hält viel auf Manieren und äusseren Anstand. Sie setzt sich geziert auf die Kante des angebotenen Stuhles; dann hüstelt sie in die vorgehaltene Hand und sagt:

— Die Damen gaben uns gestern die Ehre: zwei Koteletts und ein Stück Leber für das Kätzchen...

— Ja, stimmt etwas nicht? Fräulein Kunigunde fragt es etwas spitz:

— Behüte, mein liebes Fräulein, bei uns stimmt immer alles; aber hier klappt etwas nicht! — Sie sucht in ihrer Handtasche und bringt das 20-Frankenstück zum Vorschein.

— Ach Gott! mein neues 20-Frankenstück! — Fräulein Eulalia schlägt die Hände zusammen.

— Es freut mich, dass die Damen die Münze wiedererkennen..., sie ist nämlich falsch!

— Nicht möglich! — Fräulein Eulalia wird rot, wird bleich, verliert die Fassung.

— Ja, falsch! und wie! — Die Metzgersfrau lässt die Münze auf die Steinfliesen des Ganges fallen, die sie mit dumpfem Widerhall auffangen.

Fräulein Kunigunde erhebt sich steif:

— Wir danken Ihnen, Frau Rindfleisch, wir werden die Münze ihrem Besitzer zurückerstatten und Ihnen den Verlust ersetzen.

Die Metzgermeisterin hat kaum die Türe hinter sich geschlossen, da sinkt Fräulein Eulalia auf den nächsten Stuhl.

— Willst du mir gefälligst erklären, was da vorgeht? — Die ältere Schwester sieht streng auf die Jüngere nieder.

— Ach, sei nur nicht böse! Ich meinte es so gut! Ich hatte für die Missionen gesammelt, und da fand ich es höflicher, unserem Herrn Pfarrer einen schönen 100-Frankenschein zu bringen, anstatt dieses gewöhnlichen Münzengeldes. Ich habe also aus der Haushaltungskasse einen 100-Frankenschein genommen, und die gesammelte Münze dafür hineingelegt.

— Und dieses Geldstück war dabei?

Eulalia nickt mit dem Kopf.

— Weisst du wenigstens, wer es dir gab?

Eulalia nickt wieder:

— Herr Bankdirektor Krach!

Fräulein Kunigunde lässt sich auch auf einen Stuhl fallen.

— Gerade dieser muss es sein! So ein hoher, vornehmer Herr! Ja, was ist da zu tun?

Fräulein Eulalia hat ihre Fassung wieder gefunden:

— Liebe Schwester, ich werde ganz einfach zu Herrn Krach gehen und ihm die ganze Sache erklären. Es wird ein schwerer Gang sein, aber für unseren lieben Herrgott und unsere armen Heidenkinder soll mir nichts zu viel sein!

**

Herr Bankdirektor Krach sitzt an seinem Schreibtisch, als ihm Fräulein Eulalia gemeldet wird.

Herr Bankdirektor Krach ist ein wohlbeleibter Herr in den besten Jahren. Gemütlich, rundlich, gutmütig, nur die Augen, zwischen ihren Fettpolstern, schauen gar so verschmitzt in die Welt.

— Schon wieder die Reihe an mir, mein liebes Fräulein? Zu viel Ehre! Vorletzte Woche sammelten Sie für die Schwarzen, letzte Woche für die Gelben, jetzt bleiben nur noch die Rothäute übrig!

Er lacht selbst über seinen Witz, und Fräulein Eulalia lacht gezwungen mit.

— Ach, Herr Direktor, wer wird so unbescheiden sein? Aber... aber... sie rutscht verlegen auf ihrem Stuhl herum.

— Aber? Nur heraus mit der Sprache, liebes Fräulein, was klappt da nicht?

Fräulein Eulalia hat sich gefasst.

— Herr Direktor, Sie müssen mir nicht böse sein, aber als ich das letzte Mal vorsprach, um für meine Heidenkinder zu sammeln, gaben Sie mir dieses 20-Frankenstück.

Sie hält ihm die Münze auf der flachen Hand entgegen. Der Bankdirektor nickt.

— Herr Direktor, es tut mir herzlich leid, aber... die Münze ist falsch!

— Na, so was! — Er dreht sie zwischen seinen wulstigen Fingern hin und her und betrachtet hinter sei-

nen Brillengläsern scharf sein Gegenüber. Ob die «alte Schachtel», (so nennt Herr Bankdirektor in seines Herzens Innerstem das würdige Fräulein!) wohl etwas bemerkt hat? Er hoffte sein falsches 20-Frankenstück bequem los zu werden, und nun sitzt er in der Patsche. Jetzt heisst es halt, gute Miene zu bösem Spiele machen. Die falsche Münze bringt er so wie so an den Mann.

— Liebes Fräulein, es tut mir herzlich leid, dass ich Ihre heilige Kasse so unfreiwillig beschwerte! Ihre Heidenkinder haben eine Entschädigung verdient. Hier! — Er entnimmt seiner Brieftasche einen 50-Frankenschein, — der wird wohl seine Richtigkeit haben!

Und während Fräulein Eulalia beruhigten Herzens nach Hause trippelt, durchmisst Herr Bankdirektor Krach mit grossen Schritten sein Arbeitszimmer.

— Jetzt heisst es, den Idioten herauszufinden, der mich hereinlegte! Wo und wann habe ich diese verteuflerte Münze erhalten? Am Montag? Es muss am Montag gewesen sein! Ja, wo war ich am Montag? Morgens? Büro! Nachmittags? Ebenfalls Büro! Abends? Abendschoppen! — Er schlägt sich auf die Stirn. — Das muss beim Abendschoppen passiert sein. Ja, ja, jetzt erinnere ich mich genau! Der Schang, der Kellner, hat mir einen Schein gewechselt, und im Kleingeld war dies Lumpenstück! Na warte mal, mein Junge, wer zuletzt lacht, lacht am besten!

**

Zum «Goldenen Löwen», Abends sieben Uhr! Der Stammtisch ist noch leer, als Herr Bankdirektor Krach erscheint.

— Schang!

— Zu dienen, gnädiger Herr!

— Einen Halben!... Warten Sie mal einen Augenblick: kennen Sie

das? — Herr Krach hält ihm auf der flachen Hand ein blankes 20-Frankenstück hin. Schang grinst mit dem ganzen Gesicht:

— Wie werd' ich das nicht kennen, gnädiger Herr! Das ist ja ein 20-Frankenstück!

— So, so, ein 20-Frankenstück! Sehen Sie sich's doch mal genauer an; finden Sie ihm nicht eine Familienähnlichkeit mit demjenigen, welches Sie mir am Montag abend herausgaben?

— Ist schon möglich, gnädiger Herr.

— Ist nicht nur möglich, ist sogar sicher, mein Gutester! Nun wohl, dieses blanke Stück hat nur einen kleinen, ganz kleinen Fehler: es ist nämlich falsch!

Er öffnet die Hand und lässt die Münze auf den Marmortisch fallen, wo sie fast lautlos aufschlägt. Schang grinst nicht mehr; die Münze ist zweifellos falsch! Das würde sogar ein Tauber heraushören!

— Montag? Montag? gnädiger Herr?

— Jawohl, letzten Montag! Sie haben mir auf einen 50-Frankenschein herausgegeben.

— Ich hab's! Ich habe an der Kasse wechseln lassen!

Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft er an die Kasse, wo hinter hochgetürmten bunten Flaschen, Fräulein Clémence, die Kassierererin thront.

— Fräulein Clémence, Sie haben mir letzten Montag einen 50-Frankenschein gewechselt. Im Wechselgeld ist « das » gefunden worden! — Und er wirft das Silberstück auf die Kassenplatte. Fräulein Clémence hat ein gebühtes Ohr; sie stellt sofort fest: Falsch!

— Ja, falsch! aber wie sind Sie dazugekommen?

— Montag? — Ihr fragender Blick schweift über die Tische, die sich allmählich füllen, bleibt an der Tür hängen, wo soeben ein Teppichhändler

erscheint, und ein Schrei entfährt ihren Lippen: Kalibum!

Der Araber lacht mit blitzenden Zähnen und steht schon neben ihr.

— Sag mal, Kalibum, du hast mir am Montag abend einen Teppich verkauft.

— Schöne Teppich, gute Teppich!

— Basta! Du wirst schon deinen Profit davon gehabt haben! Aber es handelt sich nicht darum, sondern um die 20 Franken, die du mir auf meinen 100-Frankenschein herausgegeben hast. Kalibum, jetzt heisst's, die Wahrheit sagen, sonst...

Der Araber duckt sich:

— Kalibum immer sagen Wahrheit, bei Allah!

— Lass mal den Allah aus dem Spiel und sag mir, wo du dieses Geldstück herhast?

— Kalibum haben verkauft schöne Kette an Herr Soldat mit kleine nette Mädchen, dort, an Terrasse, Montag abend. Herr Soldat hat gegeben neue Silberstück!

— Das Geldstück ist nämlich falsch!

— Ist sich möglich! — Der « sidi » nimmt die Münze zwischen seine gesunden Zähne und beisst darauf mit aller Kraft, um sie mit einem Fluch wieder auf die Kassenbank zu werfen.

— Ein Soldat mit einer jungen Dame? Wer kann das gewesen sein, Schang? — setzt Fräulein Clémence ihr Verhör fort.

— Das ist sicher der junge Hans Herzbrecher, der Sohn des Notars, mit seiner Freundin!

— Pscht! nicht so laut! da kommt er gerade!

In der Tat, ein schmuckes Herrchen in eleganter Phantasieuniform tritt über die Schwelle.

— Wir könnten ihn ja gleich selber fragen.

Doch bevor sie einen Entschluss gefasst haben, ist Kalibum, ihnen zuvor gekommen. — Herr Soldat, nicht wahr,

du hast gekauft Kalibum schöne Kette für liebschöne Dame Montag abend?

— Schrei nicht so laut, du Dummkopf!

— Du haben bezahlt Kalibum mit neue 20-Frankenstück.

— Kann sein! —

— Nicht «kann sein», so sicher, wie Kalibum da steht! Herr Soldat deine schöne, neue Münze sein falsch!

Ein schallendes Gelächter ist die Antwort. — Nein, das ist zu gelungen! — Und sich an Fräulein Clémence wendend: — Dieses funkel-nagelneue Silberstück hat mir mein «alter Herr» gegeben, um ihm Zigaretten zu kaufen. Natürlich, habe ich sie vergessen, und dieser arme Teufel von Kalibum ist hereingefallen. Komm her, alter Freund, gib mir die verflixte Münze und nimm dafür diese zwei 10-Frankenstücke, und trink eins auf mein Wohl! Mademoiselle Clémence schreibt es auf mein Konto! — Jetzt lauf ich aber schnell nach Hause, um dem Erzeuger meiner Tage die falsche Münze einzuhändigen. Nein, wird das ein Spass! —

Und draussen ist er, bevor sich die anderen von ihrem Erstaunen erholt haben.

**

Herr Notar Herzbrecher sitzt mit sorgendurchfurchter Stirn an seinem Schreibtisch. Der Junge, der Hans, gefällt ihm nicht! Er hat so allerlei erfahren, wie es sich in den kleinen Städten herumspricht. Er muss sich den Jungen einmal vornehmen, und ihm energisch die Leviten lesen.

— Guten Abend, P'pa! — In Gedanken versunken, hat der würdige Herr das Oeffnen der Türe überhört.

— Du kommst mir gerade recht, mein Junge, wir beide haben zwei Wörtchen miteinander zu reden! —

Sein Sohn lässt ihn nicht aussprechen: — Sag mal, P'pa, seit wann

verlegst du dich auf Falschmünzerei?

Der Notar starrt den Sprecher fassungslos an. — Was sollen diese dummen Witze? Das verbitte ich mir! —

— Dumme Witze? nun, was sagst du zu diesem schönen neuen 20-Frankenstück?

Er öffnet die Hand und lässt die Münze auf die Schreibtischplatte fallen.

— Du kennst sie doch noch? Du gabst sie mir am Montag, um dir Zigaretten zu kaufen; aber meine ehrliche Seele sträubte sich gegen die Verbreitung falscher Münzen, und hier bringe ich sie dir zurück. —

Der Notar beschaut sich das Geldstück von allen Seiten.

— Wo ich das wohl her habe? Warte mal, das könnte am Bahnhofs-schalter gewesen sein, als ich eine Fahrkarte nach S. löste. Ich gehe sofort hin! —

Und sich auf der Schwelle auf seine väterlichen Pflichten besinnend: — Du bleibst solange hier und wartest auf mich; wir reden noch miteinander! —

**

Am Bahnhof herrscht reges Leben; der Pariser Zug wird in einer Viertelstunde erwartet. Da klopft ein Reisebegieriger an den Schalter; es ist der Notar.

— Guten Abend! Hören Sie mal, mein Bester, Sie haben mir vor drei Tagen ein Billet nach S. verkauft. —

— Jawohl, Herr Notar, 75,65 Franken. —

— Sie haben mir auf meinen 100-Frankenschein dieses 20-Frankenstück herausgegeben, ein funkel-nagelneues; Sie kennen es doch noch? —

— Wie werde ich nicht? Ich hatte es doch gerade am selben Tag mit ein paar anderen von einem feinen Herrn erhalten, der eine Karte nach Paris löste. —

— So, so, ein feiner Herr! Und wie sah er denn aus, dieser Herr? —

— Oh! glänzend! sehr brünett, mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart, grauer Reisemantel, helle Glacéhandschuhe, gelbe Ledertasche. Der Herr Gendarmwachtmeister stand gerade am Schalter, als der Herr bezahlte, er könnte es beteuern. Sehen Sie, da kommt er just, wir wollen ihn gleich fragen. Heda! Herr Wachtmeister! —

Der Gendarm eilt herbei.

— Herr Wachtmeister, können Sie sich noch auf den Herrn besinnen, der vor drei Tagen eine Fahrkarte nach Paris mit neuen 20-Frankenstücken bezahlte? —

— Und ob! ich stand ja daneben, und habe mit Ihnen die schönen Münzen bewundert! —

— Meine lieben Freunde, es tut mir leid für euren « feinen » Herrn, aber ich muss eure Begeisterung etwas dämpfen... das fescbe Herrchen ist allem Anschein nach ein Falschmünzer, denn die schönen Münzen sind falsche Münzen! Hier! —

Er lässt das Geldstück hart auf den Schalter fallen.

— Oh je! und ich habe noch alle anderen Stücke in meiner Kasse! —

Die Ankunft des Zuges unterbricht ihr Gespräch; der Wachtmeister eilt an den Ausgang, um seinen Posten

einzunehmen, der Notar stellt sich neben ihn. Es sind nur wenige Reisende, fast alles Einheimische; nur ein Fremder! Ein feiner Herr: schwarzes Schnurrbärtchen, gelbe Reisetasche, grauer Reisemantel... Der Wachtmeister kann einen Laut der Ueberraschung nicht unterdrücken: — Er ist's! —

— Wer, « er »? —

— Der Falschmünzer! —

— Nein, so was! — Mehr bringt der Notar nicht heraus.

Der Fremde wird unruhig unter diesem Kreuzfeuer von Blicken, die ihn mustern. Er bleibt unschlüssig stehen, sieht sich verstohlen um; da legt sich eine schwere Hand auf seine Schulter und eine Stimme sagt: — Im Namen des Gesetzes Sie sind verhaftet! —

Er sucht sich zu befreien, den eisernen Griff abzuschütteln, vergebens! Da knickt er zusammen, und der « feine » Herr ist nur noch ein armer Tropf, der seinem Geschick verfallen ist...

Und so endete die Irrfahrt des 20-Frankenstückes, welches zwei Tage lang die Einwohnerschaft von Ixhausen in Atem hielt!

Gabrielle ESTAY.

Populäre Naturwissenschaft.

Volkstümliche Astronomie: III. Das Sonnensystem. — Die Planeten. — Die Kometen, Sternschnuppen, Meteorsteine und Aerolithe. — Die Sterne.

In den beiden vorhergehenden Jahren haben wir uns mit der Erde und mit dem Mond befasst; nun kommt die Reihe an das Sonnensystem und das Weltall.

Das Sonnensystem.

Hierzu gehören die Sonne und die Planeten.

Unter den Sternen beobachtet man solche, die sich nicht mit Sternbildern vereinigen lassen, weil sie ständig ihren Platz am Himmelsgewölbe wechseln. Sie heißen Wandelsterne oder Planeten, im Ge-

gensatz zu den Sternen der Sternbilder, den Fixsternen. Die Planetenbahnen fallen mit der der Ekliptik nahe zusammen.

Die Planeten erscheinen im Fernrohr als Scheiben; die beiden näheren Planeten — Merkur und Venus — zeigen Phasen wie der Mond. Die Planeten empfangen ihr Licht von der Sonne.

Die Satelliten sind Weltkörper, die sich um einen Planeten in elliptischer Bahn bewegen.

Man kennt bis jetzt acht Planeten, die, nach ihrer Entfernung von der Sonne, Merkur, Venus, Erde (die drei inneren, der Sonne am nächsten), Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun (die äusseren, von der Sonne am entferntesten) heissen. Es können noch andere Planeten existieren, denn die Anziehungskraft unserer Sonne macht sich noch weit über Neptun hinaus bemerkbar.

Der Engländer Isaak Newton (1643-1727) zeigte, dass das eine Keplersche Gesetz auf eine von der Sonne ausgehende Zentralkraft hinweist, der sämtliche Planeten unterworfen sind. Auf diese Tatsache gestützt, konnte Newton das Gesetz der allgemeinen Massenanziehung oder Gravitation aussprechen: alle Körper ziehen sich an mit einer Kraft, die den anziehenden Massen direkt, dem Quadrat ihrer Entfernung umgekehrt proportional ist.

Wären die Planeten nicht der allgemeinen Anziehung unterworfen, so würde deren Bewegung im Weltenraum in gerader Linie erfolgen; die konstante, von der Sonne ausgeübte Anziehung ändert indessen ständig diese Bewegung, wodurch die Planeten sich immer auf ihrer Bahn weiterbewegen.

Würde die Sonne allein eine Anziehungskraft auf die Planeten ausüben, so würde deren Translation längs ihrer Bahn eine einheitliche sein; es muss indessen auch von der Anziehungskraft der Planeten unter sich Rechnung getragen werden. Alle diese Anziehungskräfte vereint, sind jedoch noch viel geringer als die der Sonne; aber sie sind stark genug, um Störungen hervorzurufen, was man nicht vergessen darf und welche eben bewirken, dass die Planetenbahnen nicht vollständig elliptisch sind.

Einiges über Planeten und Satelliten.

Merkur: Entfernung von der Sonne 57 871 450 km; Durchmesser 4720 km.

Von allen Planeten ist Merkur der Sonne am nächsten; da er sich nie mehr als 25° entfernt, befindet er sich stets inmitten der Sonnenstrahlen und ist daher oft mit blossen Augen sichtbar, meist abends, zwei Stunden nach Sonnenuntergang oder morgens vor Sonnenaufgang.

Venus: Entfernung von der Sonne 108 083 350 km; Durchmesser 12 322 km.

Wie Merkur, begleitet auch sie die Sonne bei ihrem täglichen Umlauf; da sie sich jedoch nur um 48° entfernen kann, ist sie leicht mit blossen Auge sichtbar. Unter denselben günstigen Bedingungen wie für Merkur, wird sie zum leuchtendsten Stern am Firmament, sichtbar zuweilen sogar am hellen Tag. Um jene Zeit differiert deren Auf- und Untergang höchstens um 3 Stunden mit denen der Sonne; somit ist sie morgens und abends sichtbar, woher auch die Bezeichnung Morgen- oder Abendstern.

Venus ist ungefähr so gross wie die Erde, ihre Masse jedoch ist wesentlich geringer. Dieser Planet scheint auch von einer Atmosphäre, die der unseren gleicht, umgeben und somit darf man annehmen, dass auch er bewohnt ist.

Mars: Entfernung von der Sonne 228 Millionen km; Durchmesser 6 888 km.

Ist dieser Planet genügend von der Sonne entfernt, so sieht man ihn nachts mit blossen Auge; er hat alsdann den Anblick eines schönen, rotfunkelnden Sternes.

Mars ist 7 mal kleiner als die Erde, dreht sich um seine eigene Achse in 24½ Stunden und um die Sonne in 687 Tagen; Neigung seines Aequators auf seine Bahn: 25°, ungefähr wie der Aequator auf die Ekliptik. Daraus kann man schliessen, dass auf Mars die Tage ungefähr ebensolang wie auf der Erde sind, dass dort die Jahreszeiten auf gleiche Weise sich folgen, indessen etwas länger sind, zumal das Jahre 687 Tage hat.

Jupiter: Entfernung von der Sonne 777 788 700 km; Durchmesser 141 923 km.

Jupiter ist fast ebenso helleuchtend wie Venus, zumal zu gewissen Jahreszeiten. Er ist der grösste Planet unseres Sonnensystems, d. h. 1300 mal grösser als die Erde, obwohl seine Masse nur 310 mal grösser als die unseres Erdballes ist. Er dreht sich um sich selbst in 9 Stunden 50 Minuten 30 Sekunden und seine Translationsbewegung um die Sonne beträgt 11 Jahre 314 Erdentage, d. h. ein Jahr entspricht ungefähr 12 Erdenjahren. Ein 5jähriger Jupiterbewohner hätte also das gleiche Alter wie ein 60jähriger Erdenbewohner.

Infolge der Schnelligkeit seiner Rotation, wird seine Abflachung auf $1/15$ geschätzt; die Abflachung unserer Erde beträgt bekanntlich nur $1/293$.

Saturn: Entfernung von der Sonne 1 Milliarde 428 427 650 km; Durchmesser 119 756 km.

Saturn erscheint als Stern erster Grösse; nach Jupiter der grösste Planet: 719 mal so gross wie die Erde; seine Masse nur 92 mal so gross wie die unseres Erdballes. Saturn dreht sich um die Sonne in $29\frac{1}{2}$ Jahren, seine Rotation erfolgt in 10 Stunden 14 Minuten. — Abflachung noch grösser als bei Jupiter = $1/10$.

Saturn ist besonders bemerkenswert durch seinen breiten, ihn umgebenden Ring; da er nicht sehr dick, ist er mit blossen Auge unsichtbar; da wir ihn immer von der Seite, fast immer an demselben Platz sehen, erscheint er uns als Ellipse.

Uranus: Entfernung von der Sonne: 2 Milliarden 873 105 000 km; Durchmesser 51 024 km.

Er ward von einem deutschen Musiker, Herrschel, entdeckt, der in England Organist war. Dauer seiner Umdrehung um die Sonne = 84 Jahre 7 Tage; bei klarem Wetter mit blossen Auge sichtbar.

Volumen 70 mal, Masse $13\frac{1}{2}$ mal so gross wie die der Erde; Dauer seiner Umdrehung um seine eigene Achse = 11 Tage, Abflachung: zirka $1/15$.

Neptun: Entfernung von der Sonne 4 501 385 200 km; Durchmesser 54 850 km.

Von den bisher bekannten Planeten ist Neptun von der Sonne am entferntesten; in den Ferngläsern erscheint er als kleiner Stern 8. Grösse, d. h. er ist mit blossen Augen unsichtbar; 60 mal so gross wie die Erde, dreht er sich um die Sonne in 164 Jahren und 102 Tagen.

Dieser Planet ward 1846 durch den berühmten französischen Astronomen Leverrier entdeckt.

In dieser Entfernung von der Sonne, müssen die Neptun-Bewohner die Sonne kaum deutlicher sehen, als wir die Venus. Beim klarsten Wetter muss das Sonnenlicht kaum intensiver sein als die Morgen- oder Abenddämmerung bei uns; auch nimmt man an, dass die Temperatur nicht wesentlich höher sei; die Konstitution der

etwa auf Neptun wohnenden Lebewesen entspricht selbstredend den Lebensbedingungen.

Kometen: Zum Sonnensystem gehören, ausser der Sonne, den Planeten und ihren Satelliten, die Kometen, Sternschnuppen, Aerolithen und andere umherirrende, erloschene Gestirne, die bisher bis zur äussersten Grenze der Anziehungskraft der Sonne unsichtbar bleiben und dennoch im Weltall umherirren.

Die Kometen sind Himmelskörper von nebelartigem Aussehen, oft mit dichtem Kern. Nahe der Sonne bildet sich zuweilen ein von ihr abgewandter Schweif. Das Spektrum deutet auf Kohlenwasserstoffe und Natrium. Die Masse ist äusserst gering; die Kometen können daher nur kosmische Staubwolken oder Meteoritenschwärme sein; die Bahnen sind meist Parabeln; die Furcht vor einem Zusammentreffen der Erde mit einem Kometen ist ausgeschlossen.

Das Aussehen der Kometen ist ziemlich verschieden: manche haben keinen Schweif, andere hingegen mehrere Schweife, wie z. B. ein Komet, der 1744 gesehen wurde und 6 Schweife hatte.

Die Zahl der im Weltall umherziehenden Kometen ist sehr gross; man sieht sie indessen nur selten mit blossen Augen; auf 10 beobachtete Kometen ist wohl nur einer mit blossen Augen sichtbar. Unter den im vorigen Jahrhundert gesehenen schönen Kometen ist namentlich derjenige von 1811 zu erwähnen, dem, nach Aussagen der Winzer, der ausgezeichnete Wein jenes Jahres zu verdanken war. Der i. J. 1843 so vielbewunderte Komet soll der schönste gewesen sein, den man je gesehen hat; er hatte die imposante Länge von 240 Millionen km und beschrieb einen Bogen von 40° ; man schätzt seine Lebensdauer auf 147 Jahre. Der letzte, nennenswerte Komet wurde 1882 gesehen.

Jene Kometen, die längliche Ellipsen beschreiben, kehren periodisch wieder; die anderen kommen aus dem Weltall, woselbst sie auch wieder verschwinden.

Zieht ein Komet an einem Stern vorbei, so wird letzterer weder verdeckt, noch dessen Licht geschwächt: Wenn man bedenkt, dass einige Meter Nebel ge-

nügen, um die Sonne ganz zu verdecken, so muss man staunen, dass die Materie der Kometen, die gewöhnlich eine Dichtigkeit einiger tausend Kilometer hat, keineswegs das Licht der Sterne schwächt. Man kann daraus folgern, dass diese Materie so verdünnt ist, dass sogar der geringste Nebel noch dichter ist.

Man gibt gewöhnlich den Kometen den Namen des Astronomen, der deren periodisches Wiederkehren oder die Elemente eines bisher unbekanntes Kometen berechnet hat.

Unter den Kometen, deren periodisches Wiederkehren festgestellt wurde, wollen wir diejenigen von Halley, Encke, Volf, Reid, Borelly und Schoor erwähnen; letzterer entfernt sich gleichzeitig von Erde und Sonne und somit ist man sich nicht ganz einig, ob er tatsächlich periodisch wiederkehrt.

Halley ist der erste Astronom, welcher dieses periodische Wiederkehren eines Kometen nachgewiesen hat: beim Erscheinen eines Kometen i. J. 1682, als er dessen Elemente berechnete, fiel ihm auf, dass seine gemachten, eigenen Berechnungen mit denen früherer Astronomen (Kepler und Alpien 1607 und 1531) übereinstimmten; es fiel ihm auf, dass diese 3 Kometen dieselbe Bahn zurückgelegt hatten; er kam dann schliesslich auf den Gedanken, dass es wohl ein und derselbe Komet sein könne, der nach 75 resp. 76 Jahren wieder erscheine. Die Differenz eines Jahres ward den atmosphärischen Einflüssen zugeschrieben, die durch Planeten verursacht wurden, denen sie etwa begegneten oder auch etwaigen Berechnungsfehlern. Halley hatte das Wiedererscheinen dieses Kometen für Ende 1758 resp. für Anfang 1759 angekündigt. Aber vor dessen Erscheinen, hatte Clairant, unter Berücksichtigung des Einflusses, welchen die grossen Planeten Jupiter und Saturn, in deren Nähe der Komet vorbeiführen sollte, versichert, dass dies Wiedererscheinen verspätet und erst im April 1759 stattfinden würde mit einer Differenz von einem Monat früher oder später. Tatsächlich ward der Halley'sche Komet wieder am 12. März 1759, dann wieder 1835 und am 20. April 1910 gesehen.

Von den 18 bekannten, periodisch-wiederkehrenden Kometen ist er der einzige,

der sich in entgegengesetzter Richtung der Planetenbahnen bewegt.

Auch glaubt man, dass das periodische Wiederkehren des schönen Kometen von 1811 dreissig Jahrhunderte dauern wird; sein «Haar» hatte ein Durchmesser von ca. 1.800.000 km, sein Schweif eine Länge von 2 Milliarden Kilometer.

Eine beinahe alltäglich zu beobachtende Erscheinung sind die weiss (auch gelb, rot oder grün) leuchtenden *Sternschnuppen*. Ihre Höhe schwankt zwischen 40—120 km; ihre Geschwindigkeit in der Sekunde beträgt 30—40 km, übertrifft also die 30 km betragende Geschwindigkeit der Erde. Bezüglich der Natur der Sternschnuppen gilt heute noch die von Chladin aufgestellte Lehre, nach welcher sie kosmische Körper sind, die in die Erdatmosphäre gelangen, sich in derselben bis zum Erleuchten erhitzen, dabei ganz oder teilweise verbrennen; sie bleiben dann in der Atmosphäre oder verlassen sie und gelangen dann als Meteorstaub oder Meteorstein auf die Erde.

In gewissen Jahreszeiten erscheinen die Sternschnuppen in dichten Schwärmen. Besonders seien erwähnt der um den 10. August erscheinende Sternschnuppenschwarm, der «Laurentinsstrom», der aus dem Perseus zu kommen scheint und daher die Perseiden genannt wird; ferner die um den 13. November aus dem Sternbild des Löwen kommenden Leoniden. Diese zeigten sich besonders zahlreich in den Jahren 1799, 1833, 1867, 1934, so dass dieser Sternschnuppenregen veranlasst erschien durch eine Meteorwolke, die in $33\frac{1}{4}$ Jahren die Sonne umwandert und dadurch sichtbar wird, dass ihre Bahn die Erdbahn kreuzt.

Wir haben bereits gesehen, dass die Kometen sich zerteilen und auch verschwinden können; sie verschwinden tatsächlich aber nicht: wir können sie nur nicht mehr sehen, denn sie sind in solch' kleine Fragmente zerstückelt, dass man sie sogar mit dem Fernglas nicht mehr sieht; diese Fragmentgruppen bilden kleine Nebel, welche, wenn sie sich kondensieren, vom gasförmigen in den flüssigen und schliesslich in den festen Zustand übergehen, d. h. sie werden zu festen Körperchen, die denselben Weg durchlaufen, wie der Komet, von

dem sie herkommen; dann zerstreuen sie sich allmählich längs der Kometenbahn und können dann Sternschnuppen — isolierte oder Schwärme — bilden, wenn auch ihre Bahn die Erdbahn kreuzt.

Meteore und Aërolithe. — Nicht selten werden sogenannte Meteore beobachtet, die am Himmel als Feuerkugeln, manchmal auch am hellen Tage erscheinen und bei ihrem Fall einen leuchtenden Streifen hinterlassen. Zuweilen ist mit dieser Erscheinung eine heftige Detonation verknüpft; auch wurde in ihrer Folge der Niedersturz eines oder mehrerer Steine, der Meteoriten, beobachtet. So fielen nach dem Erscheinen eines Meteors in Hraschina bei Agram am 26. V. 1751 zwei Steinstücke zur Erde, wovon eins mit einem Gewichte von ca. 40 kg jetzt zu den wertvollsten Stücken der Wiener Meteorsteinsammlung zählt. Ferner folgte dem Aufleuchten einer Feuerkugel am 26. IV. 1803 bei l'Aigle in der Normandie ein Niederfallen von etwa 3000 Meteorsteinen. Die Zahl der mit voller Sicherheit beobachteten Meteoritenfälle wird zu 1000 angegeben; in Europa dürften jährlich deren drei bekannt werden. Unter Hinweis auf den Zusammenhang der Meteoriten mit den Feuerkugeln lehrte zuerst der Physiker Chladin aus Wittenberg 1774, entgegen den Anschauungen seiner Zeit, dass die Meteoriten kosmischen Ursprungs sind.

Ihrer Zusammensetzung nach unterscheidet man Eisen- und Steinmeteoriten. Jene bestehen im wesentlichen aus einer Legierung von Eisen und Nickel, in der das Eisen überwiegt. Stoffe, die auf der Erde nicht vorkommen, sind in den Meteoriten noch nicht entdeckt worden. Die Steinmeteoriten zeigen sich mit einer Kruste überzogen, die sich in der an der Vorderseite der Meteoriten heftig zusammengedrückten und stark erhitzten Luft (trotz der gewaltigen Kälte von -273° im Innern) gebildet hat.

Zum Schlusse möge noch der Sternhaufen und Nebel gedacht werden. Zu jenen gehören die bekannten Plejaden, in denen das freie Auge 6—7 Sterne erkennt, mittelst des Fernrohrs aber mehr als 600 Sterne gezählt wurden. Unter den Nebeln gibt es solche, wie z. B. den mit blossen Auge sichtbaren Orion-Nebel, die sich

auch im Fernrohre nicht in Sterne auflösen und deren diskontinuierliche, aus einzelnen hellen Linien bestehende Spektren auf ihren gasförmigen Zustand schliessen lassen. Diese Nebel mögen entsprechend der Laplaceschen Hypothese im Entstehen begriffene Welten sein, die berufen sind, in Millionen von Jahren jetzt bestehende Welten abzulösen.

Die Sterne. — Die Sterne sind Himmelskörper, die am Firmament immer denselben relativen Platz haben.

Da das durch die Erdatmosphäre zerstreute Sonnenlicht viel intensiver als dasjenige der Sterne ist, so können wir dieselben tagsüber nicht sehen; sie verschwinden morgens, um abends zu erscheinen.

Steigt man mit einem Luftballon in die Höhe oder auf ganz hohe Berge, so werden die hellsten Sterne auch tagsüber mit blossen Augen sichtbar.

Die Astronomen haben die Sterne, je nach deren Helle in 17 Klassen (oder Grössen) eingeteilt. Die Sterne der ersten 6 Klassen sind mit blossen Augen, die andern nur mit dem Fernrohr sichtbar.

Von den ersten hat man ca. 5000 ermittelt, von den übrigen nimmt man an, dass deren Zahl an die 30 Millionen beträgt; gewisse Stellen des Firmaments erscheinen ganz weiss, so dicht aneinandergedrängt sind daselbst die Sterne.

Der gebräuchliche Ausdruck «Grösse» eines Sternes, um dessen Helligkeitsgrad zu bezeichnen, hat indessen mit dessen effektiver Grösse durchaus nichts zu tun. Wenn gewisse Sterne kleiner erscheinen als andere, so will das durchaus nicht heissen, dass sie tatsächlich kleiner sind; sie können ganz einfach viel weiter von uns entfernt sein und weniger leuchten.

Um das Studium der Himmelskörper zu erleichtern, kamen die Gelehrten des Altertums auf den Gedanken, Sternengruppen, d. h. Konstellationen zu bilden, denen sie dann die Namen von Gottheiten, berühmten Männern und Tieren beilegen; die modernen Astronomen haben dieselben beibehalten; man muss indessen nicht glauben, dass diese Konstellationen irgendwelche Ähnlichkeit haben mit den Männern, Tieren oder Gegenständen, die sie darstellen.

Grosse Sterne haben besondere Namen erhalten, z. B. «Vega», der hellste Stern in der Konstellation der Leier, Arcturus im Bärenhüter, Sirius im grossen Hund, links unten Orion.

Die Sternbilder der Eklyptik sind jene zwölf Konstellationen, die die Sonne in ihrem jährlichen Umlauf zu durchlaufen scheint. Die sichtbaren Sterne, von denen wir bereits gesprochen, können als Anhaltspunkte dienen, um Sternbilder zu ermitteln oder zu erkennen.

Das Leuchten der Sterne ist unbeständig und wechselt binnen einiger Sekunden; bei manchen verschwindet es zuweilen ganz; es ist dies das Funkeln der Sterne, das die Planeten nicht haben.

Die meisten Sterne haben weisses, bläuliches, gelbes auch rotes Licht; auf 100 Sterne haben 60 weisses, 35 gelbes und 5 rotes Licht. Die blauen oder weissen Sterne besitzen eigenes Licht; es sind Sonnen, die diese Eigenschaft noch während unzähligen Jahren behalten werden.

Die gelben Sterne fallen in die Kategorie unserer Sonne; auch lässt alles darauf schliessen, dass die Funktionen dieser Sternarten immerhin noch beträchtlich sind.

Die neuen oder zeitweiligen Sterne erscheinen plötzlich am Himmel, erreichen das Maximum ihrer Leuchtkraft und verschwinden dann auf immerdar.

Sirius — der leuchtendste aller Sterne — ist doppelt. Die Entdeckung dieses Satelliten ist insofern bemerkenswert, dass er, 20 Jahre, bevor man ihn in einem Fernrohr sehen konnte, angekündigt ward; diese Entdeckung hat viel Analogie mit derjenigen vom Neptun.

Im Sternbild des Schiffes ist ein unter «Canopus» bekannter Stern; es ist dies eine Sonne, die in gewisser Hinsicht ca. 2 Millionen mal grösser ist als die unserige; diese hat einen Durchmesser von 1 389 515 km und muss sich als einen Zwerg glauben neben diesem Riesen.

Der der Erde nächstliegende Stern. — Es ist «Alpha» des Zentauren; seine Entfernung beträgt 280 000 mal die Entfernung zwischen Erde und Sonne, d. h. $149\,500\,000 \times 280\,000 = 41$ Trillionen 710 Millionen Kilometer. Die Geschwindigkeit des Lichtes, die 300 000 km pro Sekunde beträgt,

würde somit mehr als 4 Jahre brauchen, um zu uns zu gelangen; man hat demselben den Namen «Proxima» — der Nächstliegende — gegeben.

Der Polarstern, die «Aehre», die Jungfrau und Perseus befinden sich in der Entfernung der Erde = 46 Lichtjahre, d. h. mehr als 440 Trillionen km.

Die Grenzen des Weltalls.

Die Immensität des uns allseits umgebenden Weltalls ist mit unzähligen Himmelskörpern geziert; auch die gelehrtesten Berechnungen können uns diesbezüglich auch nicht ein approximativstes Bild geben.

Die Kosmographie lehrt uns allerdings, dass jeder mit blosser Auge sichtbare Stern (ebenso auch die unsichtbaren Sterne) das Zentrum eines unserem eigenen Erdensystem ähnlichen Systems sind.

Nach den neuesten astronomischen Forschungen ist auch erwiesen, dass man mit blossen Augen am Himmelsgewölbe ungefähr 5000 Sterne erblickt; mit einem guten Teleskop hingegen erreicht diese Zahl annähernd 50 Millionen. Abgesehen von den Myriaden Sterne, die die Sternhaufen bilden, gibt es Gegenden, wo die Sterne so zahlreich sind, dass man «Sternenstaub» aufwirbeln zu sehen glaubt und ohne Uebertreibung kann man sagen, dass die beträchtliche Zahl der sichtbaren und unsichtbaren Sterne unendlich ist! Fügt man dann noch die Planeten, Satelliten, die zahlreichen Kometen, die Sternschnuppen, Meteore und Myriaden unsichtbaren Asteroiden hinzu, so kann man sich kaum ein Bild machen von der Immensität des Weltalls; und wie winzig erscheint dann unsere Menschheit...!

Man kann sich gar keine materiellen Grenzen des Weltalls denken, denn, andernfalls müssten die Himmelskörper, die darin mit fabelhafter Geschwindigkeit umhersausen, an dieser Schranke zerschellen.

Ja! Pascal hatte Recht, wenn er sagte: Das Himmelsgewölbe erscheint uns als eine Sphäre, deren Zentrum überall und deren Peripherie nirgends ist!

G. DOLLÉ,

Membre de la Société astronomique de France.

Heldenschicksal.

(Unveröffentlichte Erzählung.)

(Mit einer Abbildung.)

Das Lot-Département, im Zentrum Frankreichs, welches durch einen Teil des Quercy gebildet wird, hat einen ganz eigentümlichen Anblick. Es ist die Gegend der « Causses », d. h. von Kalksteinplateaux, die eine Gesamtoberfläche von mehr als 5000 Quadratkilometer haben. Die geologischen Umwälzungen sind es, die die « Causses » wie einen eigenartigen fremden Schmuck zwischen die Granit- und Schieferschichten des Zentralmassifs eingelegt haben.

Es ist ein ärmliches, wenig bevölkertes Land; einige Flüsschen, mit ziemlich tiefen Tälern werden durch die unterirdischen Gewässer gespeist, die den hohen und eigentümlichen steilen Felsen entspringen. Es ist eine der Gegenden Europas, wo sich der Mensch seit uralten Zeiten niedergelassen und die unzähligen Höhlen bezogen hat, die ehemals von den mächtigen Bären, deren Urbewohner, die hier hausten, bewohnt waren.

Der Quercy ist die Heimat zahlreicher Soldaten: verwegene Offiziere aus der Zeit der Religionskriege, von Generälen und Marschällen, aus derjenigen der Kämpfe der Revolutionszeit und des Kaiserreichs.

Das Lot-Département ist die Wiege zweier der grössten Helden aus der Zeit Napoléons: des Marschalls Bessière, eines der tapfersten Soldaten des grossen Kaisers, von Murat, der von der Picke aus diente. Feldmarschall wurde, mit 36 Jahren die Kavallerie der « grossen Armee » befehligte, der Grossherzog von Berg und Cleve, und schliesslich König von Neapel ward und dennoch 1815 elendiglich erschos-

sen wurde. Dieser Sohn des Quercy, dessen Tapferkeit ans Fabelhafte grenzte, war der würdige Kamerad des Marschalls Michel Ney, Herzog von Elchingen, Fürst der Moskowa, so populär unter dem Beinamen der « Tapferste der Tapfern ».

Auch Murat hätte diesen glorreichen Uebennamen verdient: seiner wollen wir in den folgenden Seiten gedenken und eine besonders interessante Anekdote seines Lebens schildern. Sie wird beweisen, welchen Anteil manchmal das Schicksal im Leben hat und in wie weit ein anscheinend unbedeutender Umstand den Lebenslauf völlig umgestalten vermag. Es hat nur wenig gefehlt, dass der König von Neapel sein ganzes Leben Stallknecht geblieben wäre...

Joachim Murat ist 1787 in La Bastide-Fortunière geboren als jüngster Sohn einer nicht unvermögenden Bauernfamilie, die in diesem Lande, wo das Geld eher selten war, seit alters her ein kleines kirchliches Einkommen besass. Kein Wunder, wenn der Jüngste, von vornherein, dem Klerus gewidmet war, sobald er das « kleine Seminar » von Cahors besuchen konnte; Cahors ist übrigens weit und breit für seine vortreffliche Küche, seine ausgezeichneten Weine und seine Trüffeln bekannt.

Obwohl der Knabe sehr aufgeweckt und die körperlichen Uebungen dem Gebet und dem Studium vorzog, so war er dennoch kein schlechter Schüler, besonders im Lateinischen: er war es namentlich, den seine Lehrer und Mitschüler beauftragten, bei festlichen Gelegenheiten dem Herrn Suppe-

rior in lateinischen Versen zu gratulieren.

Nach beendeten Studien wurde der junge Mann nach Toulouse auf die Universität geschickt, woselbst er die Doktorwürde in Theologie erwerben sollte; war dies tatsächlich sein Beruf? denn der zukünftige Held, der an der Spitze seiner bunten Schwadronen in allen Hauptstädten Europas seinen Einzug halten sollte, hatte nur wenig Zuneigung zum Priestergewand; diese ging vielmehr zur Uniform, zumal sie ein Soldat nie besser trug, der auch niemals eine grössere Vorliebe für des Kaisers bunten Rock und den Flitter bekundete.

Dieser Uebergang vom stillen Seminar eines kleinen, ruhigen Städtchens ins lärmende Studentenleben der reichen Hauptstadt des Languedoc wandte ihn noch vollständig vom Priestertum und die Pfründe, die damit verknüpft war, schien dieser lebhaften Natur vollständig wertlos.

Sein Betragen bewies es: es war ganz anders, als das eines jungen Leviten, der Priester werden will. Den Vorlesungen über Kirchenrecht, die von gelehrten und frommen Professoren gehalten wurden, zog er entschieden die Spaziergänge in Gesellschaft der schmucken Reiter des «Royal Roussillon» vor. Man wunderte sich, den jungen angehenden Priester in Soutanelle stets in Begleitung von lustigen Burschen und, gen Abend, in den Kneipen der Stadt anzutreffen.

Seine Lehrer waren ob dieses Lebenswandels empört und benachrichtigten seine Angehörigen; man muss zugeben, dass der angehende Priester sonderbaren Umgang hatte, da es ihm nur inmitten von Soldaten und Säbelraseln gefiel. Bekümmert entschloss sich der Vater nach Toulouse zu reisen, um genau die Sachlage zu prüfen und seinem Sprössling eine Gardinenpredigt zu halten. Und zu seinem grössten Entsetzen musste er obendrein noch erfah-

ren, dass der Herr Sohn eine stattliche Anzahl Schulden hatte... er schrie, wettete, drohte... umsonst!

Statt die väterlichen Ratschläge zu befolgen, zog der junge, stramme Bursche sofort nach der Abreise seines Vaters vor, die interessierten Vorgespiegelungen eines Rekrutierungsunteroffiziers der Chasseurs des Ardennes anzuhören, die an den lieblichen Ufern der Garonne kasernierten, und zwar in Auch in der Gascogne.

Der bildhübsche Joachim, dessen rabenschwarzes Haar natürlich kräuselte, engagierte sich ohne spezielle Bedingung, d. h. er konnte jederzeit wieder aus dem Regiment treten, wenn er dies wünschte oder seinen Eintritt bereute.

Dies war jedoch nicht der Fall; wohl aber mischte sich abermals die Familie in die Sache, speziell damit die Pfründe nicht an einen fremden Nutzniesser komme und das für die Schulbildung geopfert Geld verloren gehe.

Und eines Tages erschien abermals der Vater Murat und ersuchte um Audienz beim Obersten des Regiments, Graf de Lezay-Marnésia, Kommandeur des Malteser-Ordens und Onkel des zukünftigen und so beliebten Präfekten von Strasbourg unter dem ersten Kaiserreich.

Dieser Besuch hatte die Annullierung des Eintritts zur Folge. Zum zweiten Male befriedigte die Familie die Gläubiger, zahlte eine Abstandssumme und führte den verlorenen Sohn in die weniger lustigen Räume der Universität zurück.

Allerdings nicht für lange Zeit! Seine militärischen Anlagen waren während seiner kurzen Anwesenheit beim Regiment unzweideutig an den Tag getreten und auf der Universität war sein Interesse für die Vorlesungen seiner Lehrer von Tag zu Tag geringer. Seine Gedanken waren anderswo: in der Kaserne, bei seinen lustigen Kameraden; er dachte an seine schmucke

Uniform, die ihm so reizend stand: die grüne Husarenjacke mit den weissen Tressen, die lederne Hose, der mächtige « mirliton », diese so elegante Kopfbedeckung mit ihrem scharlachroten Band, ihrem mächtig grün und roten Federbusch. Er dachte aber besonders sehnsuchtsvoll an sein schönes Pferd, an seinen mächtigen Säbel, den er so geschickt zu schwingen wusste, an die Satteltasche aus gesticktem Leder mit dem Abzeichen des Regiments: ein von Lorbeerblättern eingefasstes Waldhorn.

Er hielt es für möglich, diese Lorbeeren büschelweise zu ernten!

Melancholisch sass er jetzt da bei dem Gedanken, dass er nun auf diese herrlichen Sachen verzichtet habe, um eine Priesterkutte anzuziehen und später, in einer kleinen Pfarrei des Quercy, aus Langeweile, zu sterben, statt in aller Herren Ländern, hoch zu Ross, einherzureiten mit schmetternden Trompeten, unter dem flatternden Banner, inmitten ebenso schmucker Reiter wie er.

Da hielt er es doch nicht mehr aus!

Er suchte seinen Freund, den Rekrutierungsunteroffizier auf und bat ihn, alles zu tun, damit seine Aufnahme erneuert werde; dieser war aber nicht zu bewegen, denn das erste Mal hatte er sich einen Verweis des Hauptmanns geholt! Gewiss wäre die Wiederaufnahme dieses prächtigen Kerls von fünf Fuss acht Zoll (1,84 m) ein echter Riese, der alle Eigenschaften hatte, um ein wackerer Soldat zu werden, eine ausgezeichnete Anwerbung fürs Regiment. Ja, er wusste recht wohl, dass er sich dabei eine schöne Prämie verdienen und auch behalten könnte, wenn... ja wenn... sich nicht wieder die Familie einmischen wollte; so offerierte er denn Murat seine Dienste, unter der ausdrücklichen Bedingung, an, dass der Eintritt ein unwiderruflicher sei: er könne ja tun, was er wolle! Einen Mittelweg gab es nicht!

Murat unterschrieb, ohne zu zögern, ja, er hätte mit beiden Händen unterschrieben, wenn man es von ihm verlangt hätte. Tags darauf, nachdem dieser feierliche Akt würdig begangen worden war, macht er sich, mit einem leichten Bündel, auf nach Carcassonne, der neuen Garnisonstadt der « Chasseurs royaux ».

Man war im Jahre 1789; einige Monate nur trennten noch den Sturz des alten Regimes; schon gährte es in Paris und in den meisten Großstädten, Gährung, die durch die Einberufung der « Etats Généraux » bewirkt wurde. Aber hier, im abgelegenen Languedoc, auf den friedlichen und grünenden Ufern der Aude, mit der so beruhigenden Perspektive der Corbières, hatte man absolut keine Ahnung dessen, was sich vorbereitete.

So vergingen denn zwei verhältnismässig unbedeutende Jahre für den jungen Kavalleristen, zwei Jahre monotonen Garnisonslebens, während denen er sich mit Pferdepflege, Fussdienst, Manövern zu Pferd, Stallwachen usw. zerstreute; am Sonntag zog er mit seinen Kameraden auf irgend einen Ball, wenn er es nicht vorzog, in der Kaserne zu bleiben, denn seine Familie hatte ihm alle Mittel entzogen und so musste er sich mit seiner geringen Löhnung begnügen, obwohl der Rekrutierungsunteroffizier ihm allerdhand verlockende Versprechungen gemacht hatte; Suppe, Rindfleisch und Kartoffeln waren nicht so selten, wie die gebratenen Hähnchen, die er versprochen.

Joachim empfand allmählich eine unbezwingliche Langeweile und obwohl er ein tüchtiger Soldat war, war er immer noch Gemeiner; es war keine Gefreitenstelle in Aussicht, zumal genügend Kandidaten vorhanden und die Beförderungen gar nicht voran gingen; andererseits war es für die einfachen Bauernsöhne ausgeschlossen, « Carrière » zu machen; mit einigen höchst

seltene Ausnahmen, war die Offiziersepaulette den Adeligen reserviert. Um jene Zeit war es, wo Ney, Massena, Soult, Bernadotte und andere zukünftige Marschälle Frankreichs nicht mehr als die roten Korporaltressen erhofften. In dieser Hinsicht waren keinerlei Beförderungsaussichten gegeben, denn nach einer neuen Verordnung des Kriegsministers, Marschalls von Ségur, waren mindestens 16 Ahnen nachzuweisen, um die Leutnants-Epauletten zu bekommen. Joachim hatte deren keine und hiess einfach Murat, ein gänzlich unbekannter Name, der jedenfalls auch weiterhin unbekannt bleiben sollte; darob war der junge stramme Soldat trostlos. Er liess sich einen Semester-Urlaub erteilen und da die hartnäckigen Eltern nichts mehr von ihm wissen wollten, begab er sich zu einem Onkel, einem Bruder seiner Mutter, der Wirt in Saint-Céré, im Haut-Quercy, war.

*
**

Saint-Céré ist ein allerliebstes ehrwürdiges Städtchen, das am Fusse eines steil abfallenden, mit Wald bedeckten Berges gelegen ist; ein helles, forellenreiches Bächlein umrandet es.

Die Wirtschaft des Onkels war an der Strasse von Aurillac nach Cahors gelegen; es war ein einfaches, epheumranktes Haus. Ein geräumiger Hausflur teilte das Erdgeschoss in zwei Teile rechts war die Küche mit dem mächtigen Herd, wie man sie damals baute; links war die eigentliche Wirtsstube mit ihrer Theke und einem Geschirrschrank, denn sie diente gleichzeitig als Esszimmer.

Hinter dem Hause war ein grosser, schattiger Garten, der in einer Wiese endigte, die sich weit hinaus in die umliegenden Gärten ausdehnte. Im Schatten eines Pfirsichbaumes war eine Laube mit einem Tische und mehreren Stühlen. Im ersten und einzigen Stockwerk waren nur vier Fremden-

zimmer, die für die seltenen Reisenden bestimmt waren. Es war sozusagen gar kein Verkehr und die bestehenden Verbindungen waren höchst unpraktisch, da das Zentralplateau, einer mächtigen Zitadelle gleich, vom übrigen Lande abgeschnitten war.

Der Wirt und die Wirtin hatten ein Töchterchen und bewohnten eine Wohnung über den Stallungen, die um jene Zeit, da man nichts von den Eisenbahnen wusste, in jeder Gastwirtschaft ziemlich geräumig waren. Sie nahmen Joachim zu sich und tags darauf schon begann der Jäger des Royal Ardennais sein Brot zu verdienen.

Die Arbeit — die Pflege der Pferde und anderen Tiere, der Unterhalt der Stallungen — gefiel ihm. An den Feiertagen half er, die Serviette unter dem Arm, wie ein richtiger Kellner, seiner hübschen Cousine, die Kundenschaft bedienen. Ja! es war ein hübsches, etwas bleiches Mädchen, dessen Teint und Augen sich aber jedesmal belebten, wenn sie mit dem stolzen Marsjünger, mit den langen gelockten Haaren und den feurigen Augen, zusammentraf.

Die jungen Leute gefielen einander; Onkel und Tante Joachims hatten bereits mehrmals von deren Hochzeit gesprochen, gegen die sie absolut nichts einzuwenden hätten, sobald der Soldat seine Zeit abgedient hätte; sie würden ihnen nachfolgen; im Wirtschaftsbetrieb und der Bestellung der Grundstücke, in denen Murat durchaus bewandert war, konnten sie ein sorgenloses Dasein fristen. Da wegen der Verwandtschaft der beiden Vettern eine Dispens nötig war um zu heiraten, hofften sie dieselbe von seiner Bischöflichen Gnaden, dem Bischof von Cahors zu erhalten, der immer noch der Familie Murat sein Wohlwollen bekundete.

Monate verstrichen. Der Semesterurlaub Joachims ging seinem Ende

entgegen, zum grössten Leidwesen seiner hübschen Cousine, die beängstigt war, ihren Vetter zu verlieren, da sie dessen Zuneigung fürs Militärleben kannte.

Unterdessen hatte sich aber auch der politische Horizont verfinstert, und das zehn Jahrhunderte alte Königtum war, einem alten morschen Bau gleich, bereits in starkes Schwanken geraten. Die revolutionären Strömungen hatten sich auch der ländlichen Bevölkerung bemächtigt, ohne indessen bis zum friedlichen Städtchen von Saint-Céré zu gelangen.

Das Leben war so angenehm, dass selbst, dass zahlreiche Offiziere der ganzen Umgegend hinzogen, um dort den Rest ihrer Tage zu verleben, denn sie konnten gut auskommen, trotz ihrer bescheidenen Pension und der kleinen Rente als « chevalier de Saint-Louis ». Sie waren von allen geschätzt und geachtet, weil sie, selbst achtbare und schlichte Leute, aber stolz auf ihren Adel waren. Sie waren es gerade, die es verstanden, auf dem Lande die Treue zur Monarchie, zum König aufrecht zu erhalten.

Wenn auch in diesem abgelegenen Winkel noch Ruhe herrschte, so war dies schon nicht mehr der Fall in den angrenzenden Ortschaften, z. B. in den schönen Tälern der Dordogne, des Lot und des Tarn, woselbst die revolutionären Anschauungen sich bereits Bahn gebrochen hatten.

In allen grösseren Ortschaften hatten sich auch « Clubs » gebildet; in ihren von Tabaksqualm eingeräucherten Lokalen wurden die fabelhaftesten Pläne geschmiedet und schon schürte man das Feuer an allen Ecken. Es war die Zeit, wo die Führer die Armee auf ihre Seite locken wollten, denn ohne Soldaten ward die Revolution in ihrem Entstehen erstickt; die revolutionären Agenten hatten es namentlich auf die Unteroffiziere abgesehen, um diese gegen ihre Vorgesetzten aufzuwiegeln;

das Leben der Letzteren wurde hierdurch sehr peinlich.

Es war zu Beginn des Sommers 1791, um die Zeit der Flucht der königlichen Familie, die in Varenne ein tragisches Ende nehmen sollte. In ganz Frankreich wanderten die Familien aus; auf den Strassen begegnete man einzelnen Flüchtlingen, hin und wieder auch ganzen Karawanen, die nach den Grenzen zogen. Die bisher so ruhigen Adeligen von Saint-Céré begannen ebenfalls allmählich sich zu ängstigen; sie verliessen das gemeinsame Wirtschaftslokal, um sich im Garten zu beraten.

In diesem ruhigen Winkel konnten die « Chevaliers de Saint-Louis » ungeniert über die traurigen, derzeitigen Verhältnisse sprechen und nur mit Angst ward auch der Zukunft gedacht. Ihre, ehemals rosigen und runden Gesichter, auf denen man die Lebensfreude las, waren jetzt finster und abgemagert. Durch Briefe von Bekannten, Freunden und Auswanderern, waren sie auf dem Laufenden und von früh bis spät berieten sie, was zu tun wäre; sie zögerten, diese friedliche Ecke, wo sie bis jetzt so ruhig waren, zu verlassen.

An den Ufern des Rheines und der Mosel, in Basel, Köln und Koblenz namentlich, suchten die bewaffneten Emigranten Anhänger, um die Revolution zu bekämpfen. Diese Auswanderung, die für manche unbedingt notwendig wurde, wurde für andere, eine einfache Mode; die Mode hat übrigens von jeher einen unwiderstehlichen Reiz für die französische « Gesellschaft » gehabt. Jede Woche erfuhr man, dass dieser oder jener Adelige der Umgegend, in Begleitung seiner treuesten Diener, das Land verlassen habe.

Und während Joachim seine Kunden bediente, lauschte er mit Interesse deren Gesprächen; obwohl er ein einfacher, aus dem Volke stammender Kavallerist war, teilte er ihre Ansich-

ten, denn während seines längeren Urlaubs war er nicht durch die revolutionären Werber angesteckt worden.

Er war ein schlichter, bescheidener Soldat, der sich nichts weiter als die Korporalstressen wünschte; seine Treue zur weissen, liliengeschmückten Fahne, schien ihm das beste Mittel, dieselben ehestens zu bekommen. So kam er denn auf den Gedanken, sich gelegentlich adeligen Auswanderern anzuschliessen, die geneigt wären, den strammen, pferdeliebenden und zuvorkommenden Kavalleristen mitzunehmen; er konnte kaum noch schlafen, denn schon sah er sich inmitten allerlei Abenteuer.

So lagen denn die Dinge, als gegen Abend, zwei Reisende, die er gut kannte, mit Staub bedeckt, in die Wirtschaft kamen. Es waren zwei Brüder aus dem Querey, die als Rittmeister in einem Kavallerieregiment des Perigord dienten; sie waren in Eile einige Etappen, ohne Aufenthalt, geritten, um Zeit zu gewinnen. Nun waren aber die beiden Offiziere und auch ihre Pferde, totnüde und sie beschlossen, sich in Saint Céré, wo sie Freunde hatten, aufzuhalten.

Joachim begrüßte sie herzlich, pflegte ihre Pferde, während Marinette einen guten Imbiss bereitete, der den beiden Offizieren wohl schmeckte. Während des Essens, erzählte Murat, dass er auch Kavallerist im Royal Ardennais sei, und sich noch in Urlaub befinde; er erkundigte sich, was es Neues in der Armee gäbe.

Die beiden Emigranten schilderten ihm die Verhältnisse, wie die Revolution jetzt den adeligen Offizieren deren Karriere erschwerte. Dies war der Grund, weshalb sie sich entschlossen hatten, über die Grenze zu reiten, um jenseits des Rheines sich mit den anderen Prinzen und Adeligen zu vereinigen, die sich zur Verteidigung des Thrones und des Altars zusammenscharten.

Ehemaliger Seminarist und ausgezeichneter Soldat, war Joachim ganz auf ihrer Seite und im Glauben, jetzt eine Gelegenheit zu finden, seinen Plan zu verwirklichen, schlug er den Offizieren vor, sie als Ordonnanz zu begleiten; der Vorschlag hätte den beiden recht wohl zugesagt, aber... sie verfügten leider nur über allzu beschränkte Mittel... und würden tags darauf ihm ihren Entschluss bekannt geben.

An jenem Abend konnte Joachim natürlich nicht schlafen, er sah sich schon in fremden Landen. Im Zimmer nebenan schlief auch Marinette nicht, denn sie ahnte voller Angst, was ihr Vetter vor hatte... denn sie liebte ihn!

*
**

Joachim konnte kaum den Ablauf der 24-stündigen Frist abwarten. Die beiden Brüder waren zu Freunden gegangen, die vielleicht mit ihnen auswandern würden. Abends kamen sie müde und bekümmert in die Wirtschaft zurück und während der Mahlzeit sprachen sie kein Wort; vergebens hielt sich Murat ständig in ihrer Nähe auf, um ihren Entschluss zu kennen. Am Nachtschisch, als das Zimmer von andern Gästen leer war, rief ihn der älteste der Offiziere und sagte ihm:

— Lieber Junge, wir haben uns die Sache reiflich überlegt, aber wir können dich nicht mitnehmen! Erstens sind unsere Mittel viel zu knapp, obwohl wir unser Hab und Gut auf uns haben. Dein Lohn, so gering er auch sein mag, würde nur noch unsere Ausgaben während dieser langen Reise erhöhen, deren Ausgang wir gar noch nicht vorsehen können. Sind wir einmal am Ziel angelangt, so ist es wohl möglich, dass wir lange ohne irgendwelche Löhnung bleiben müssen und dann sind wir eben auf unsere paar Groschen angewiesen...

— Und dann, wäre es tatsächlich ehrlich von uns, dich in die Fremde mitzunehmen? Ein strammer Bursche wie du, wäre sicherlich ein ausgezeichnete Soldat für die Prinzenarmee! Aber würdest du es nicht bald bereuen, uns gefolgt zu sein? Deine Verhältnisse liegen ganz anders als die unserigen und nichts zwingt dich auszuwandern! Wir verlassen unser geliebtes Vaterland, tiefbetrübt; aber es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass die neuen Zeiten, die uns soviel Elend bringen, dir nur Erfolge geben werden.

Wie momentan gewirtschaftet wird, ist der Krieg unvermeidlich und um Krieg zu führen, muss eine Armee da sein, eine Armee bestehend aus Soldaten und Vorgesetzten. Da die meisten der Letzteren ausgewandert sind, so haben tüchtige Kerle, wie du einer bist, Aussicht auf Erfolg; das Beste wird somit sein, dass du, nach deinem Urlaub, zu deinem Regiment zurückkehrst und im Kriege wirst du dich sicher auszeichnen; ja eines Tages finden wir dich bestimmt wieder als Offizier.

Offizier! Er, Murat, er konnte es kaum glauben. Diese Möglichkeit, die goldenen Epauletten zu tragen, diese stolze Uniform, die bisher den schlichten Bauern, wie er schliesslich doch einer war, verweigert worden war, ja diese Möglichkeit war noch nicht dem späteren Feldmarschall und König von Neapel durch den Kopf gegangen. Sein Ehrgeiz ging nicht weiter als höchstens die Feldwebeltressen und... vielleicht, nach vielen, vielen Jahren, wenn das Glück ihm geneigt sei, es bis zur Adjutantencharge zu bringen, um sich dann, nach einundzwanzig Dienstjahren und drei Beurlaubungen, mit einer kleinen Pension zurückzuziehen. Wenn er dann genug des Dienstes hätte, käme er zurück, würde Marinette heiraten, wenn sie genügend Geduld hätte, bis

dahin zu warten. Denn, obwohl er dem Mädchen noch nichts betreffs seiner Zuneigung gesagt hatte, so fiel ihm dennoch der Gedanke schwer, er müsse seine Jugend in Saint-Céré oder sonst in einem Nest des Quercy zubringen.

Die Zukunft, die ihm Baron de Corn in so rosigen Farben geschildert, betrachtete er als ein Märchen, das dieser eronnen hatte, um ihn los zu werden; fest überzeugt, dass man seiner spotte, legte er sich ärgerlich zu Bett.

Am darauffolgenden Morgen ging er, bei Tagesgrauen, die Reisenden wecken, wie sie es von ihm gewünscht hatten; es war herrliches Wetter und die Reise versprach, angenehm zu sein, was den Aerger Joachims noch vergrösserte. Schweren Herzens hielt er ihnen den Steigbügel und missmutig steckte er die Trinkgelder ein; alle wünschten viel Glück dem jungen Soldaten und langsam trabten sie davon, um ihre Pferde zu schonen, da sie noch eine grosse Strecke zurückzulegen hatten.

Als sie um eine Strassenecke verschwunden waren, begab sich Joachim in den Garten, um sie so lange wie möglich mit seinen Augen verfolgen zu können.

Bald kamen sie, zahlreich, wieder zum Vorschein, denn eine Anzahl Adelliger aus der Umgegend hatten sich ihnen angeschlossen, um sie wenigstens noch einige Zeit zu begleiten.

Joachim sah, wie der kleine Trupp langsam die Windungen des Weges erklimmte; von dort oben hatte man ein wunderbares Panorama zu Füssen; rechts, in der Ferne, das Tal der majestätischen Dordogne, die an ihrem Zusammenfluss mit der Garonne doppelt so breit ist, wie der Rhein zu Strassburg, die aber hier ein einfaches, lustiges Bächlein war, das in ruhigem Wandern dahinfluss. Inmitten alter Wälder, erhoben sich die runden Tür-

MIT DEM NEUEN

LUX

genügt kaltes Wasser!

Es ist das unentbehrliche Produkt für die Reinigung aller empfindlichen Wäschestücke wie Gewebe, Wollartikel etc



Sunlight
Savon

le premier du monde

me und die Zinnengänge des Schlosses von Montal, mit ihren, durch die Künstler des Mittelalters, und die Erbauer der gotischen Kathedralen wunderbar geschnitzten Friesen. An einer Lichtung, etwas mehr im Hintergrunde, erschien auf einem Hügel, ein ruhiges, anmutiges Dörfchen, dessen rötliche Ziegel in der Morgensonne glänzten. Auf der entgegengesetzten Seite, hoch oben auf einem Felsen, die majestätischen Ruinen des Schlosses von Castel-Bretonneux, das einst während Jahrhunderten ein Nest von zahlreichen Raubrittern war, wie unsere Vogesenruinen. Ganz im Hintergrund, als rage sie in den Himmel hinein, die strenge und drohende Silhouette der Burg von Loubersac, die ehemals ebenfalls ein gefährliches Raubritternest gewesen war.

Aber Joachim hatte keine Augen für das reizende Bild; er sah nur die dahinreitenden Auswanderer; ihre Silhouetten verschwanden allmählich alle hinter dem zackigen Rücken des « Cesarberges »; da traten ihm Tränen in die Augen, denn mit den letzten Reitern entflohen auch seine Hoffnungen in eine fröhlichere Zukunft. Der Drang nach Abenteuern peinigte seine feurige Natur, die ebensowenig für ein ruhiges, gemütliches Leben, wie für das Priesterseminar oder das kleine Pfarrhaus bei der Kirche gemacht war.

Er wollte eben ins Haus zurückkehren und sich wieder an seine tägliche Arbeit machen, als sich ein Haupt auf seine Schulter lehnte, ein rosiges, freundliches Gesichtchen; eine zarte, liebe Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

— Weine nicht, Joachim, und sage dir, dass wenn du mit ihnen fortgeritten wärest, ich unsäglich unglücklich wäre. Sieh', ich hätte so viel Kummer gehabt, wenn ich sicher gewesen wäre, dich nimmer wieder zu sehen, dass ich es wie das schöne Fräulein de Montal, das vor einigen Jahrhunderten lebte,

gemacht hätte. Unsere Grossmutter, die jetzt dort im kleinen Friedhof ruht, hat mir oft, als ich ein Kind war, diese Geschichte erzählt, an den langen Winterabenden.

Sie war mit dem schönen Ritter de Castel-Bretonneux verlobt, den sie innig liebte, indessen nicht mehr als ich dich liebe. Er hatte ihr Treue geschworen und dass sie ihn, nach seiner Rückkehr von einem Kreuzzuge, heiraten werde; sie weinte sehr, als er Abschied nahm und konnte sich nicht trösten. Das Heidenland war so weit und nur wenige kamen zurück!

So vergingen Jahre und sie erwartete ihn vergebens; während dieser Zeit arbeitete sie immerfort fleissig an ihrer selbstgesponnenen Aussteuer.

Hin und wieder kamen Pilger zurück und brachten Nachrichten von ihrem lieben Bräutigam; dann auf einmal hörte man nichts mehr und man betrachtete ihn als verschollen; das Mädchen allein behielt noch einige Hoffnung!

Und, eines Tages, als niemand mehr — ausser seiner Braut — auf seine Rückkehr zählte, kam er zurück... nicht allein! Auf dem Rückweg, zwischen Narbonne und Toulouse, hatte er eine reiche Erbin geheiratet.

Als das arme, verlassene Mädchen von seinem Unglück überzeugt war, war seine Verzweiflung unsäglich!

Gebrochenen Herzens stieg es mit seinem Gefolge — das die Aussteuer trug —, auf die Terrasse des höchsten Turmes; dann entliess es das Gefolge und ein Stück nach dem anderen, der mit so vieler Liebe und Ausdauer selbst gesponnenen Gegenstände, warf sie in den Abgrund, am Fusse des Turmes; und mutigen Schrittes sprang dann das schöne Fräulein de Montal selbst über die Zinnen, indem sie ausrief: Keine Hoffnung mehr! Man suchte vergebens nach ihrem Leichnam, denn der Abgrund war unergründlich an jener Stelle. Die untröst-